

Hugo Schuchardt

zum 4. Februar 1922.

Von Dr. Hermann Urtel, Privatdoz. d. roman. Philologie a. d. Universität Hamburg.

Es sind achtzig Jahre vergangen, seit im Thüringer Lande ein Leben seinen Anfang nahm, von dem eine Fülle geistigen Reichtums ausgehen sollte. Wenn wir Hugo Schuchardts gewaltige Lebensarbeit heute überschauen, ist uns, als zögen vor unseren Augen jüngere und ältere Epochen der Sprachgeschichte, ja in gewissem Sinne ein Abschnitt der Geistesgeschichte überhaupt vorüber. Irgendwo nähern sich seine Arbeiten den sprachlichen Zeitproblemen, irgendwo wird uns in der fast verwirrenden Fülle der sprachlichen Einzelheiten die innere Form seiner Sprachauffassung sichtbar. Deshalb können wir seine Bedeutung nicht in den Einzelheiten packen, so viel wichtige Erkenntnisse er auch im Laufe der Jahrzehnte darin ausgesprochen hat; wir können nur aufs ganze gehen und uns an den tausend Wegweisern in seine über den Dingen stehende Sprachidee, die alles Einzelne verklärt und erleuchtet, einführen lassen. So gilt uns für bedeutsam, was er 1912 in dem Dankschreiben an die Preuß. Akademie der Wissenschaften über sich selbst schrieb: „Die Vorstellung von der Wissenschaft als Einheit hat mich stets beherrscht und die damit verbundene Ausschau ins Weite gerade vor dem Verkennen wesentlicher Unterschiede bewahrt; das Hineintragen gewisser naturwissenschaftlicher Anschauungen und Verfahrungsweisen in die Sprachwissenschaft habe ich unausgesetzt bekämpft ... die Einheit der Wissenschaft, mag man sie begreifen wie man will, als Reales oder als Ideales, als Verknüpfung der Wurzeln oder als Zusammenschluß der Fruchtzweige (ist) in keiner Akademie zu entschiedenerem Ausdruck gelangt als in der Ihrigen (oder wie ich nun mit Stolz sagen darf, der unsrigen), mit dem immer erneuten Aufblick zu dem allumfassenden Geiste, der sie ins Leben rief.“ Dieses stolze Bekenntnis zu den großen Synthetikern des beginnenden 19. Jahrhunderts zeigt, wie sehr er uns jüngeren auch noch als Greis innerlich nahe steht. Denn dieses immer erneute Rückfluten zu Hegel und Humboldt ist es, was auch uns alle heute so tief bewegt. Überall dringt bei Schuchardt, wenngleich nicht immer ohne weiteres freizutage liegend, die Betonung des Seelischen durch, die alte Humboldtsche Lehre, daß die Sprache kein Ding, sondern eine Betätigung sei. So ist er eben durchaus antipositivistisch und ‚gegenantiquarisch‘ eingestellt; seine Kämpfernatur hat sich gegen allerlei Verkrustungen gewehrt und die Methoden ständig zu erweitern gestrebt, aber er hat auch eben noch wieder (Sitz.-Ber. d. Ak. 1921, S. 661) Humboldts

Nachfolger vor Abwegen gewarnt. Die ‚goldne Zeit, da ihn in der Wissenschaft die Dinge noch in ihrer vollen Leibhaftigkeit packten‘, ist für den Achtzigjährigen noch nicht vorbei. Aber bei seinem immer noch regen Hineingreifen ins Leben verkennt er nicht die schweren Gefahren, die mit der unmittelbaren Betrachtung des Gegenwärtigen verknüpft sind, wo sich die Dinge ohne Patina präsentieren, wo der Betrachter die leidenschaftslose Sachlichkeit in der Überschau nicht immer erreicht, wo vor engerem Augengebiet nur zeitliche Stromschnellen sichtbar werden, nicht die ganze Weite des Werdens. In einer Zeit des intensivsten Sichselbsterfassens, in den Kriegsjahren ist ihm die Notwendigkeit der Gegenwartsbetrachtung stark nahegetreten: ‚Jetzt erscheint das Gegenwärtige größer als alles Vergangene, und die Beschäftigung mit diesem unwichtig, ja nichtig. Allein das Gegenwärtige ist überhaupt, ist immer wichtiger für die Wissenschaft, als das Vergangene. . . . Das vergangene Geschehen können wir nur aus dem Gegenwärtigen begreifen, wir müssen es uns vergegenwärtigen.‘ (Wissen u. Leben 1915, S. 612.)

Diese Mahnung erklingt in uns auch dann, wenn wir das Lebenswerk dieses Mannes begreifen wollen¹. Wir können uns nur historisch hineindenken. Wir müssen mit ihm diese wunderbare Beziehungsfähigkeit sprachlicher Erscheinungen erleben, die ihm zu einer Art selbstverständlicher Realität auswächst, die über den tausend Einzeldingen thronet. Von der Höhe synthetischer Betrachtung aus sucht er die unförmlichsten Auswüchse auf, leuchtet in die entlegensten Ecken, stöbert die unscheinbarsten Kleinigkeiten auf, reiht konstruktiv Stein neben Stein, um sie in den großen Kreis seines Sprachgebäudes zu zwingen — aber er verliert sich nicht in der ‚Andacht zum Unbedeutenden‘. Freilich es ist nicht immer einfach, ihm zu folgen, oft wird unser Schritt gehemmt, wenn er die bunte Fülle am Wege ausbreitet; oft hindert das reiche Material der Gedanken den freien Fluß der Rede; oft weist er nur in kurzen Winkeln an gefährlich lockende Seitengründe und erweckt im Weiterschreiten die Lust, hier und dort, wohin er gedeutet, noch mehr Schätze zu entdecken. Aber wer sich nun um solch ein ‚verheddertes und verknotetes Gespinnst‘ (wie er es scherzhaft übertreibend einmal nennt) heiß bemüht, dem leuchtet auch bald der innere Sinn entgegen.

Leben und Wissenschaft verknüpft sich ihm zur Einheit. Vom Krieg wird er aufs stärkste erregt. Bezeichnenderweise interessiert ihn vor allem die Rolle, die die Sprache in diesen unnormalen Zeiten ausübt, im Guten und Schlechten, als eine Art nationaler Oberkommandierender, als Dolmetscher und Ausrufer heiligster Gefühle,

¹ Wir sind ihm dankbar für das ausführliche Verzeichnis seiner Schriften und wünschen, daß andere Gelehrte ihm darin folgen möchten. Denn wir wollen Darstellungserlebnisse erleben.

die sich durch die Sprache in Tat verwandeln und völkertrennende Kräfte gebären; er betrachtet mit Eifer, wie das Sprachrohr des Westens unsere Kindertrompete übertönt. Wir erleben sein Ethos, seine unverwirrbare Sachlichkeit — denn er ist ein ‚deutscher Sachmensch‘, kein ‚romanischer Wortmensch‘. — Freilich in tiefstem Schmerz baut er Scheidewände auf, nimmt Abschied von dem geliebten Italien.

Überall klingt das Gefühl feierlichen Ernstes allen wissenschaftlichen Denkens auch in die Diktion hinüber; eine Art schwerer natürlicher Würde des Gelehrten liegt über seinem Stil.

Wie gerne sähen wir den Menschen Schuchardt in ‚Lebenserinnerungen‘ sich spiegeln; vielleicht würde er dann im Vorübergehen innere Dinge berühren, von den Heiligen seines Lebens erzählen, von dem Vaterhause reden, über dem noch ein Abglanz der weimari-schen Zeit ruhte und — nur ein wenig — von der edlen Mutter aus romanischem alten Geschlecht, die den Sohn über alles liebte.

Möchten nun aus seiner wissenschaftlichen Forschung noch manche Spätherbstwerke erwachsen, die so erleuchtend und fruchtbringend seien wie die schönsten Herbstsonnenstrahlen am Grazer Schloßberg.

Darin senden wir ihm unsere wärmsten Wünsche!